

Aus dem Schülerleben eines alten Kaufmanns¹⁾.

Tagebuchaufzeichnungen Moritz Willkomm²⁾ nacherzählt von Sophie Mättig-Willkomm (Leipzig).

Am Abend des Sonntags Quasimodogeniti des Jahres 1833 schied ich aus dem elterlichen Hause, um mit meinen Brüdern Karl und Wilhelm nach Zittau zu wandern, wohin die Botenfrau schon tags zuvor meine Habseligkeiten gebracht hatte. Der Vater gab uns das Geleit bis zur sogenannten Anhöhe, von der aus man das ganze Zittauer Thal mit seinem herrlichen Gebirgskranz überblickte und, wenn man sich umwandte, auch noch unsere liebe Heimat, Herwigsdorf, sehen konnte. Hier erteilte er mir noch einige gute Ratschläge, worauf er umkehrte. Ach, wie gerne hätte auch ich meine Schritte rückwärts gelenkt! Ich war mit meinen zwölf Jahren ein gar so schüchternes, kleines Bübchen und kam mir unendlich vereinsamt vor. Die Gegenwart der Brüder war mir nur geringer Trost; sie übertrugten mich ja alle beide an Jahren, Wuchs und Wissen um ein ganz Bedeutesendes: Wilhelm war bereits Primaner, und Karl — der mir im letzten Halbjahr an den Sonntagnachmittagen mit viel Energie und Strenge die Anfangsgründe des Griechischen beigebracht hatte, war sogar schon als Hilfslehrer an der Zittauer Bürgerschule angestellt. — Als sich die Flügel des Webertores knarrend hinter uns schlossen, und wir die von einigen Öllampen färglich beleuchtete Webergasse betraten, war es mir, als ob ich in ein Gefängnis eingeschlossen

würde. Und als ich gar unser kleines Zimmer betrat, das sich im Hintergebäude eines am Markte gelegenen Hauses befand, und, aus dem Fenster blickend, im Hofe zwei schmale Fichtenbäume gewahrte, kam ich mir vor wie ein gefangenes Walzvögelchen, vor dessen Käfig man ein paar grüne Zweige gesteckt hatte. —

Der Unterricht in sämtlichen Klassen des Gymnasiums begann damals im Sommer um sechs, im Winter um sieben Uhr. Es hieß also zeitig aus dem Bett! Das verschlug mir indessen wenig, denn ans Frühaufstehen war ich längst gewöhnt. Bangen Herzens machte ich mich mit Wilhelm auf den Weg zur Schule. Da ich für alles Außergewöhnliche und Romantische eine große Vorliebe besaß, mutete mich der altersgraue Bau fürs erste beinahe anheimelnd an. Doch schwand dieses Gefühl sofort beim Betreten des Klassenzimmers, wo mir alles höchst nüchtern und unschön vorkam. Die kahlen grauen Wände, die gardinlosen Fenster, die abgenutzten und schmuckigen Schulbänke und — die Mitschüler gefielen mir ganz und gar nicht. Zu jener Zeit waren die Kurse in den vier oberen Klassen zweijährig, aber die beiden Jahrgänge in einem Schulzimmer vereinigt. Nun sahen wir neu Eingetretenen uns sofort von den Oberquartanern umringt, die mit Redereien und Spottreden über uns herfielen,

¹⁾ Vergl.: Die Herwigsdorfer Pfarre und ihre Bewohner vor hundert Jahren.

²⁾ Moritz Willkomm war in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein berühmter Professor der Botanik an der Forstakademie zu Tharandt, der Universität zu Dorpat und der Universität Prag. (Anmerkung des Herausgebers.)

so daß ich heilfroh war, als der Direktor mit dem Klassenlehrer eintrat, um den „Neuen“ ihre Plätze anzuweisen. Ich wurde der Vorletzte.

Mit Ausnahme des Direktors und des Ordinarius der Tertia — Lange — waren sämtliche Lehrer Theologen, von denen einige vorher bereits Pfarrer gewesen waren. Daß ein harmonisches Zusammenwirken unter ihnen stattgefunden habe, läßt sich nicht behaupten; vielmehr zog jeder seine eignen Wege, hatte seine eignen Lehr- und Erziehungsmethode und seine eignen Liebhabereien. Bei der geringen Frequenz des Gymnasiums — das Zittauer zählte in allen sechs Klassen zusammen kaum achtzig Schüler! — war es den Lehrern leicht möglich, zu individualisieren, was jedenfalls ein großer Vorteil war. Klassenlehrer in Quarta war Moriz Rückert, ein jüngerer Bruder des damaligen Subrektors, und zum Unterschied von diesem „der kleine Rückert“ genannt. Er war jedenfalls ein tüchtiger Lehrer der klassischen Sprachen, die ja die Hauptrolle auf der gelehrten Schule spielten und die Mehrzahl der Unterrichtsstunden in Anspruch nahmen; der naturgeschichtliche Unterricht aber, den er uns auch erteilte, „lag“ ihm offenbar nicht, und Tier- und Pflanzenkunde wurden von ihm sehr oberflächlich behandelt. Besser war es mit der Mineralogie; er war selbst ein eifriger Mineraliensammler, und da mein Bruder Karl dieselbe Passion hatte, machten die beiden zuweilen Exkursionen, auf die ich öfters mitgenommen wurde, um die gesammelten Steine nach Hause tragen zu helfen. —

Ich litt entsetzlich am Heimweh und freute mich von einem Sonnabend auf den andern. — denn da gings zusammen mit den Brüdern nach Hause, wo man bis Sonntag abend bleiben konnte. Freilich, aller drei Wochen wurde uns diese Freude arg beschnitten, weil wir da von der Schule aus zur Kirche kommandiert wurden. Ein Glück noch, daß Prima und Quarta immer gleichzeitig Kirchgang hatten. so war ich dann wenigstens mit Bruder Wilhelm zusammen, der sich meiner in der ersten bösen Zittauer Zeit fürsorglich annahm. Daß diese Kirchenbesuche für unser Seelenheil sehr fördernd waren, möchte ich übrigens bezweifeln. Wir hatten — wenigstens in der Klosterkirche, wo damals der Hauptgottesdienst stattfand — unsere Plätze hinter dem hohen, breiten Altar, konnten von den anderen Kirchenbesuchern nicht gesehen werden und verstanden — wenn nicht der Geistliche sehr deutlich sprach — wenig von der Predigt. Was Wunder, daß wir auf allerlei Molltrie versielen. Besonders, wenn der alte halblauhe Konrektor, oder gar der noch ältere und fast blinde Herr Käse¹⁾ die Aufsicht hatte, ging es toll her. da jene beiden alten Herrn bald einzuschlafen pflegten. Kein Schüler achtete auf die Predigt: die der unteren Klassen trieben allerhand Possen und unwürdigen Unfug, während die der oberen Romane lasen oder gar Karten spielten. Später, in der Johanniskirche, konnte dergleichen allerdings nicht mehr vorkommen, aber aufmerksam und andächtig sind wir auch dort nicht gewesen. —

Es herrschte damals auf dem Gymnasium noch ein trasser Pernalismus. Die Schüler des zweiten Jahrganges jeder Klasse behandelten die des ersten wie ihre Untergebenen, ja, wie willenlose Sklaven.

¹⁾ Herrn Käse, der der Lehrer aller meiner Brüder gewesen ist, hat mein Bruder Ernst in seinem Roman „Eisen, Gold und Geist“ ganz vorzüglich geschildert.

So duldeten es z. B. die Oberquartaner nicht, daß wir in den Pausen gleich ihnen in der Schulstube auf und ab gingen: wir mußten auf unsern Plätzen bleiben und uns von ihnen hänseln und höhnen, ja sogar sehr unfeine Scherze, Schläge und Mißhandlungen über uns ergehen lassen. Wer freilich den Rädelsführern zu schmeicheln verstand und ihnen gute Bissen zu steckte, oder wer über gehörige Körperkräfte verfügte, mit derben Fäusten dreinschlug und sich dadurch in Respekt zu setzen verstand, war bald erlöst; wer aber mittellos, schüchtern und schwächlich war, dem erging es miserabel. Und so wurde gerade ich, die Zielscheibe gradezu graulamer „Scherze“ seitens der Oberquartaner, unter denen es gerade damals einige sehr schlimm geartete Rangen gab. Ich war ja ein so schüchterner, blasser Junge, hatte immer nur ein mageres Butterbrot zum Frühstück mit und konnte mir für mein schmales Taschengeld — zwei gute Groschen wöchentlich — 25 Pfennig! — keine Lederbissen kaufen. Ich war von Haus aus wahrlich nicht verhätschelt, aber bei aller Strenge an eine liebevolle Behandlung gewöhnt und hatte bisher nie von Niedereien zu leiden gehabt, da der Vater solche durchaus nicht duldete. Man kann sich daher denken, welche Gemütsstimmung diese herzlose und grausame Behandlung bei mir hervorrief. Das Heimweh wurde von Tag zu Tag, von Woche zu Woche schlimmer und vergällte mir nicht nur das Lernen, sondern das ganze Leben in Zittau. Und dieses Heimweh, das mir unsäglich viele still gemeinte Tränen erpreßt hat, das ich sorgfältig vor jedermann verbarg, und das meine an und für sich auf schwachen Füßen stehende Gesundheit zu untergraben drohte, hat mich jahrelang, bald mehr, bald weniger gepeinigt; ich konnte unter meinen Mitschülern keinen Freund finden und fühlte mich nur glücklich in Herwigsdorf. Das alte baufällige, unansehnliche Pfarrhaus erschien mir wie ein Palast im Vergleich mit der Schule, die mich eine Marteranstalt dünkte, und die Gärten, Wiesen und Felder, in denen ich nach Belieben umherstreifen und meinen phantastischen Träumen nachhängen konnte, wie ein Paradies gegen die engen Gassen der mauerumgürteten Stadt.

Das damalige Zittau bot einen himmelweit verschiedenen Anblick von dem gegenwärtigen dar —, war aber jedenfalls „romantischer“! Mit Ausnahme des niederen, der Mandau benachbarten Teiles der inneren Stadt, wo bereits dazumal der Stadtgraben ausgefüllt war, umgab noch eine doppelte Ringmauer und ein tiefer breiter Graben die Stadt, in die man durch vier Tore und zwei Pforten gelangen konnte. Die innere, sehr dicke Stadtmauer war mit Schießscharten und oben mit einem verdeckten Gang versehen und mit massigen, viereckigen, oder auch schlanken runden Türmen flankiert. An den Haupttoren hielten noch die „Stadtsoldaten“ Wacht, denen das vor dem Tore stehende Häuschen als Wachtlokal diente. Es waren meist Invaliden und alte, ausgediente Soldaten, die stridend vor ihrem Schilderhäuschen sitzend, einen höchst komischen Anblick gewährten. Als nach der Schlacht von Leipzig eines Tages Braunschweigische Hularen nach Zittau gekommen waren und am Tor die ihnen fremde Uniform des Stadtsoldaten gesehen hatten, war einer auf die Schildwache zugesprungen und hatte ihr zugerufen: „Wer sind wir?“ — „Mir sein

garnischt“, hatte darauf der biedere Stadtsoldat geantwortet, seine Klinte ins Schilderhaus gelegt und seinen Posten verlassen.

Rings um die Stadtmauer schlangen sich Lindenalleen, die den Bewohnern als Promenaden dienten. Das Promenieren selbst nannte man „ums Tor gehn“. An diese Alleen grenzten die weitläufigen offenen Vorstädte, die fast gänzlich aus Gemüse- und Obstgärten bestanden. Nur an der Südseite, jenseits der Mandau, gab es damals große Garnbleichen, die längst verschwunden sind, um Fabriken verschiedener Art Platz zu machen, an die dazumal kein Mensch gedacht hätte. —

Mein Mittagessen nahm ich — für 25 Pfennig täglich! — bei Herrn Kuhring ein —, einem alten Schneider, der schon Gott weiß seit wie langen Jahren für meinen Vater gearbeitet hatte und selbstverständlich auch uns Söhnen die erforderlichen Kleidungsstücke anfertigen mußte. Das Essen war reichlich, aber schlecht; daß aber in dem geringen Preis auch noch ein Stück Brot und ein Glas Braumbier inbegriffen war, klingt heutigen Tags wie ein Märchen. Der alte Schneider war ein sehr gelehrter, witziger Mann, der sich durch Vektüre ein ganz erstaunliches Wissen angeeignet hatte. Leider ging er auch in seiner Kunst seine besonderen Wege: er kümmernte sich nämlich um gar keine Mode, sondern hatte seinen besonderen Phantasieschnitt. Hauptgrundsatz war ihm „geräumig und auf Zuwachs“, und diesem Prinzip entsprangen nun wunderbare Kostüme, die die Lach- und Spottlust meiner Mitschüler immer von neuem rege machten.

Ende Juli begannen die Sommer- oder sogenannten Hundstagsferien, die während meiner ganzen Schulzeit nur drei Wochen dauerten. Trotzdem hatten wir damals mehr schulfreie Tage, als die jetzigen Gymnasialisten. Denn außer den „Kartoffelferien“, den Weihnachts- und Pfingstferien und den drei Wochen währenden Osterferien gab es noch an jedem der vier Jahrmärkte je zwei Ferialtage, es wurden zwei Bußtage, Mariä Verkündigung, Christi Himmelfahrt, das „Brandfest“¹⁾ und des Rektors Geburtstag als ganze Ferialtage gefeiert, und dazu kamen noch eine Menge „halbe“ Feiertage, an denen die Vormittagsstunden wegfielen. Dergleichen halbe Feiertage waren die sämtlichen übrigen Marienstage, Peter und Paul, Pauli Befehrung, Petri Kettenfeier der Thomastag und die sogenannten „Orationen“. Durch Stiftungen waren nämlich eine große Anzahl von Gedenktagen festgesetzt, die an bestimmten Tagen von den Gymnasiallehrern in lateinischer Sprache gegen ein Honorar gehalten werden mußten. Da diese Orationen stets im Lehrsaal der Prima stattfanden, wo die beiden höchsten Klassen fast täglich kombinierte Stunden hatten, fiel für Prima und Sekunda an solchen Tagen der Unterricht aus. Endlich gab es gar häufig freie Nachmittage durch — Begräbnisse; bei allen größeren — den sogenannten Figuralbeerdigungen — lag nämlich dem Gymnasium die Verpflichtung ob, mit dem ganzen Schülercorpus und dem Lehrerkollegium den Trauerfondukt bis auf den Friedhof zu begleiten. Die Lehrer trugen bei dieser Gelegenheit sonderbare lange und schmale schwarzleidene Mäntel — von uns Schülern „Schwalbenschwänze“ genannt — die um den Hals befestigt waren und über den linken Arm geschlungen

wurden — denn sonst würden sie auf dem Boden geschleift haben. —

Mein Heimweh wurde nicht geringer, als wir Ostern 1834 eine neue, viel hübschere Wohnung bezogen, denn von unserem Zimmer aus erblickte ich die Herwigsdorfer Berge, ja sogar den Schülerbusch, in dem ich so oft mit meinem Vater umhergewandert war, und wo ich mit meiner verstorbene, unvergeßlichen Schwester Luise, meiner einzigen Gespielin, unendlich viel frohe Stunden verlebt hatte. Unsere Wohnung lag im dritten Stockwerk eines stattlichen Patrizierhauses in der Jüdengasse. Im ersten Stockwerk wohnte die Hausbesitzerin, eine wohlhabende, überaus gütige, warmherzige Dame, Frau Brückner, deren Namen ich hier in dankbarer Erinnerung nenne an all die mütterliche Güte, die sie mir, dem vereinsamten, verschüchterten Knaben hat zuteil werden lassen. Da unsere mit Ziegelsteinen gepflasterte Schlafkammer sehr kalt war, sorgte sie im Winter für besonders dicke, warme Betten und heiße Wärmesteine, und im Sommer stellte sie uns ihren schönen Garten zur Verfügung, der unmittelbar hinter dem Hause lag und Blumen, Beerensträucher und Obstbäume in Hülle und Fülle enthielt. Wir hatten nicht nur die Erlaubnis, uns an Johannis- und Stachelbeeren so viel wir wollten gütlich zu tun, sondern wir durften uns auch nach Belieben Blumen abschneiden, was mich instand setzte, mein vor kurzem begonnenes Herbarium um manches schöne Pflanzene Exemplar zu bereichern.

Die Beschäftigung mit der botanischen Wissenschaft in Gottes freier Natur sollte mir fortan Entschädigung bringen für die Entbehrung jeden Freundesumganges. Schon vor meinem Eintritt ins Gymnasium hatte ich alle Nutzpflanzen kennen zu lernen gesucht, die in Funks Naturgeschichte — die der Vater besaß — beschrieben waren, und wildwachsende Pflanzen meiner Heimat zu bestimmen versucht. Durch Bruder Wilhelms Güte kam ich in den Besitz von Schuberts kleiner Naturgeschichte und eines ausgezeichneten botanischen Werkchens von Reichenbach. Durch diese Bücher und fleißiges Sammeln und Vergleichen lernte ich ohne jede fremde Anleitung die Elemente der beschreibenden und systematischen Botanik kennen und konnte daran gehen, mir ein Herbarium anzulegen. Wieviel Freude, wie viele Stunden stillen, seligen Glückes verdanke ich diesem Herbar!

Ostern 1836 — zwei Wochen nach meiner Konfirmation, die in aller Stille in Herwigsdorf stattgefunden hatte — war Bruder Karl als Adjunkt in das Lehrerkollegium des Gymnasiums eingetreten. Das hatte zur Folge, daß wir beiden uns nun mehr aneinander angeschlossen, besonders weil Bruder Wilhelm schon seit Jahr und Tag Zittau verlassen hatte, um Medizin zu studieren. Kurz vor den Sommerferien sagte mir Karl, daß er während derselben eine Reise ins Riesengebirge zu machen gedenke und mich mitnehmen wolle. Wie groß meine Freude darüber war, vermag ich nicht zu schildern. Ging mir damit doch ein längst gehegter Herzenswunsch in Erfüllung, nämlich der, die reiche alpine Flora dieses Hochgebirges, die ich aus Reichenbachs Flora excursionia schon so gut kannte, selbst zu schauen, und all diese schönen und seltenen Pflanzen für mein Herbarium sammeln zu können. Und doch ahnte ich noch nicht, daß gerade diese Reise ent-

¹⁾ Das Brandfest wurde alljährlich zur Erinnerung an den in Brand geschossen worden war (23. Juli 1757).

Schreckenstag gefeiert, an dem im Siebenjährigen Krieg Zittau

scheidend werden sollte für die Richtung meiner Studien, ja für meine ganze Zukunft.

Ich will die Reise, die wir mit wenig Geld in der Tasche und nur notdürftig ausgerüstet, unternahmen, nicht schildern, sondern nur eine Episode aus ihr erzählen. Beim Aufstieg zur Schneefoppe sahen wir uns durch Hitze und Durst veranlaßt, in der Schlingelbaude einzufehren. Während ich dort mit dem Hinlegen der von mir unterwegs gesammelten Pflanzen beschäftigt war, trat ein älterer, sehr vornehm aussehender Herr an mich heran und fragte mich, ob ich mich aus Neigung mit Botanik beschäftige. Auf meine Bejahung musterte er die von mir gesammelten Pflanzen, nickte beifällig lächelnd, wenn ich deren Namen richtig anzugeben vermochte, nannte mir freundlich die Namen der mir unbekannten und fragte mich endlich, wer und was ich sei. Nun mischte Karl sich ins Gespräch und stellte sich und mich dem Herrn vor mit dem Bemerkung, daß es unsere Absicht sei, auf der Schneefoppe zu übernachten. „Ach, das trifft sich gut“ — erwiderte der Herr — „da haben wir einen Weg, denn auch ich will die Nacht auf der Koppe zubringen!“ Und sich vorstellend fügte er hinzu, daß er der pensionierte preußische Major v. Flotow aus Hirschberg sei. Ich wußte damals nicht, daß ich einen der berühmtesten Botaniker Schlesiens vor mir sah, der sich um die Erforschung der Riesengebirgsflora unendliche Verdienste erworben hatte, aber ich fühlte mich zu diesem mir so wohlwollend entgegenkommenden Manne vom ersten Augenblick an hingezogen. Flotow wich während unserer Wanderung nicht von meiner Seite, machte mich auf die wahrhaft seltenen Pflanzen aufmerksam, und, mich auf die ihm schon bekannten Standorte führend, gab er mir gute Lehren und Winke bezüglich des Sammelns und Präparierens der Pflanzen, wobei er mir über verschiedene Kapitel der Botanik auf den Zahn fühlte und unverhohlen seine Freude ausdrückte, wenn er mich auf dem und jenem Gebiete schon bewandert fand.

Leider mußten wir uns schon den nächsten Tag von unserem interessanten Wandergenossen trennen. Beim Abschied ergriff er meine beiden Hände, und mich warm aus seinen klugen Gelehrtenaugen anblickend, sagte er: „Lieber junger Freund, in Ihnen steckt ein Naturforscher, insbesondere ein Botaniker! Folgen Sie ferner Ihrer Neigung. Sie können Großes erreichen. Ich will Ihnen gern mit meinem Räte bei Ihren Studien beistehen.“ — Und Flotow hat Wort gehalten, denn er ist mir bis zu seinem Tode ein treuer väterlicher Freund und Berater geblieben und hat zu seiner nicht geringen Freude es noch erlebt, daß ich als Professor der Tharandter Forstakademie in Begleitung meiner jungen Frau ihm in seinem schönen Heim zu Hirschberg einen Besuch — leider den letzten! — abstatten konnte. —

In die Heimat zurückgekehrt, stürzte ich mich selbstverständlich mit verdoppeltem Eifer auf das Studium meiner geliebten Pflanzenkunde. Nicht nur las ich jedes botanische Buch, dessen ich habhaft werden konnte, sondern ich dehnte auch meine Exkursionen — zu denen jeder schulfreie Nachmittag verwendet wurde — bis ins lausitzisch-böhmische Grenzgebirge aus, wobei ich dann öfters einen durch seine mannigfachen Zierpflanzen weit berühmten Garten besuchte, dessen Besitzer mir gestattet hatte, mir von allen blühenden Pflanzen die gewünschte Anzahl von Exemplaren für mein Herbar ab-

zuschneiden. Zum Entgelt sollte ich ihm seine Gartengewächse botanisch richtig bestimmen und mit Etiketten versehen — was ich natürlich mit Eifer und Freude tat.

Es ist nicht zu leugnen, daß in dieser Zeit die anderen Schulfächer, besonders die alten Sprachen, von mir etwas oberflächlich behandelt wurden, und es war daher ja wohl nur recht und billig, wenn unser Direktor — der mir „hinter die Schliche“ gekommen war — mich zu sich bestellte und mir gehörig die Leuiten las. Daß er aber mein fleißiges Forschen und Arbeiten in meiner Lieblingswissenschaft als „kindische Allotria“ und „grobe Unfug“ bezeichnete und mir vorhielt, daß beim Betreiben solcher brotloser Künste nie etwas aus mir werden würde — empfand ich als grenzenlose Übertreibung und Ungerechtigkeit. Doch hatte diese Vermahnung immerhin ihr Gutes. Ich schränkte fortan meine Exkursionen und botanischen Studien etwas ein, um mehr Zeit für die Beschäftigung mit den klassischen Sprachen zu erübrigen, insbesondere für die Lektüre der Schriftsteller, an der ich bald so großen Gefallen fand, daß ich — auch ohne durch die Schule dazu gezwungen zu werden, mich manche Stunde in Livius und Herodot versenkte. An dem Direktor aber rächte ich mich wegen seines harten und kurzschichtigen Urteils dadurch, daß ich zum Gegenstand der nächsten deutschen Arbeit über ein selbstgewähltes Thema das Leben Linnés erfor, dem es ja als Schüler ganz ähnlich ergangen war wie mir: ich versuchte es, in der Person jenes pedantischen Direktors der lateinischen Schule zu Verjü, der Linnés Vater den Rat erteilt hatte, seinen Sohn zu einem Schuhmacher in die Lehre zu geben, weil er in Latein und Griechisch keine Fortschritte machte, die Einseitigkeit des Philologen zu persiflieren, jedoch in einer Weise, die keinen Anhalt bot, über mich eine Disziplinarstrafe zu verhängen. —

Die Neigung zur Eigenbrödelei, die mir von klein auf angehangen hatte, verlor sich übrigens in den oberen Klassen und machte dem ganz natürlichen Trieb Platz, an der Geselligkeit meiner Mitschüler teilzunehmen. Anlaß dazu mochte auch meine gekräftigte Gesundheit sein: aus einer schweren, mehrere Wochen anhaltenden Gelbsuchterkrankung, die mich beim Übergang von der Tertia in die Untersekunda befallen hatte, war ich, der bisher so schwächliche Knabe, als frischer, blühender Jüngling hervorgegangen.

Ober- und Unterprima, die viele Unterrichtsstunden gemeinsam hatten, bildeten damals gewissermaßen eine Familie, in der die Oberprimaner selbstverständlich die Hauptrolle spielten. Diese, die sich „bemooste Häupter“ nannten, gaben alles an, was an gemeinsamen geselligen Unternehmungen veranstaltet werden sollte. Die Unterprimaner hießen „alte Häuser“, die Obersekundaner „Jungburschen“, die Untersekundaner „Fische“ oder auch „Frispen“ (von trippon = der Schelm hergeleitet). Alljährlich wiederkehrende Ausflüge waren die „Comitate“ und der sogenannte „Dybinwiz“. Erstere fanden zu Ehren der approbierten Abiturienten vor ihrer Abreise nach der Universität statt und wurden zu Wagen nach irgend einem einige Stunden entfernten Ort mit gutem Gasthof unternommen, in dem dann ein solenner Kommerz veranstaltet ward. Da diese Comitate — an denen stets ein Lehrer teilnahm — doch ziemlich viel Geld kosteten, mußte sich so mancher wenig bemittelte Schüler von ihnen ausschließen; so

habe ich selbst mich nur ein einziges Mal an solch gemeinsamer Ausfahrt — die übrigens im Winter stattfand — nach Rumburg beteiligen können: da sah ich aber auch im ersten Schlitten neben dem Konrektor — als Primus der Oberprima. — Weit mehr Teilnahme fand der seit vielen Jahren regelmäßig im Juni bei Vollmondschein veranstaltete Ausflug nach dem Dybin, der wohl an die Stelle des ehedem üblichen Auszuges sämtlicher Gymnasialisten nach dem Schülerbusch getreten sein mag. Dieser machte keine großen Ansprüche an die Gelübörte, denn man ging hin und zurück zu Fuß und begnügte sich mit kalter Küche und leichtem Braubier. Dennoch habe ich auch an dem „Dybinwik“ mich nur einmal beteiligen können, und zwar erst als Oberprimaner im Jahre 1840. Der Ausflug fand stets an einem Sonnabend statt, zwar mit Bewilligung des Direktors, aber ohne Teilnahme und Aufsicht irgend eines Lehrers, und es war den Teilnehmern gestattet, die ganze Nacht auf dem Berge zuzubringen, um sich dort nach Belieben belustigen zu können. Das damalige Lehrerkollegium durfte eben das Vertrauen haben, daß die erwachsenen Schüler selbst auf Anstand und Ordnung sehen und jeder den guten Ruf des altherwürdigen Gymnasiums schädigenden Ausschreitung mit Entschiedenheit entgegentreten würden. — An dem betreffenden Sonnabend wurden die Primaner und Sekundaner nicht gemeinsam, sondern truppweise auf den Dybin geführt. Erst auf dem sogenannten „Gesellschaftsplatz“ fand man sich zusammen, um nun nach Gütünden und Belieben alle Punkte des wunderbaren Berges zu besuchen und in allen zugänglichen Höhlen und Schluchten herumzukriechen. Gegen Sonnenuntergang begann dann im freien die „Große Kneiperei“, bei der unendlich viel einfach Bier vertilgt und noch mehr gelungen wurde, die „Frispen“ den Fuchsschritt ausführen mußten und schließlich die Biertaufe empfangen. Damit war aber die Pein der Untersekundaner noch nicht zu Ende, denn um Mitternacht mußten sie noch den „Feuersprung“ ausführen. In feierlichem Zuge geleiteten die älteren Schüler, jeder das gefüllte Bierglas in der Hand, die Füchse über den kleinen, romantischen Friedhof und durch

den finsternen Kreuzgang in die Kirchenruine, wo bereits auf dem ehemaligen Altarplatz ein Holzfeuer loderte, dessen Flammen wundervolle Lichteffekte an den bemauerten Mauern und gotischen Fensterhöhlen des prächtigen Kirchenschiffes hervorzuberten. Hier wurde um das Feuer ein Kreis gebildet und nach einer launigen Ansprache des Präsidens und dem Absingen eines passenden Burschenliedes mußten die Füchse, einer nach dem andern, dreimal durch das Feuer springen, was übrigens längst nicht so gefährlich war, wie es klingt. Den Schluß der Feier bildete das Singen des alten katholischen Mönchsliedes: „O sanctissima, o piissima, dulcis virgo Maria“ usw., dessen herrliche Melodie in der Stille der Nacht in jener überaus akustischen Kirchenruine einen wahrhaft weichen Eindruck auf jugendliche Gemüther machen mußte. —

Bei allerlei Spiel und fröhlichem Scherz verging die Nacht, und nachdem man noch das wundervolle Schauspiel des Sonnenaufganges genossen und seinen letzten Scher für eine Tasse Blümchentasse verausgabt hatte, wurde der Rückweg nach Zittau angetreten — mit leichter Tasche und schwerem Kopfe!

Dreiviertel Jahr nach dem von mir mitgemachten „Dybinwik“ kamen für unsere Klasse die schweren Tage des Abiturientenexamens. Bei der in althergebrachter, sehr würdiger Weise vor sich gehenden Entlassungsfeier hatte ich als Primus die lateinische Hauptrede zu halten; leider konnte ich es mir nicht verlagern, den uns beiseelenden Groll gegen den Direktor — der kurz zuvor unsere „geheime Verbindung“ entdeckt und gesprengt und uns nach unserer Meinung wie dumme Jungens heruntergemacht hatte — in einigen „Randbemerkungen“ Ausdruck zu verleihen — eine Dreifigkeit, die von meinen Klassengenossen als Heldentat bewundert, von mir selbst aber bald aufs bitterste bereut wurde; denn die Folge war, daß mir ein Stipendium, auf das mein Vater und ich sicher gerechnet hatten, nicht bewilligt wurde, und daß ich meine Universitätszeit antreten mußte mit einem Jahreswechsel von einhundert Talern — sage und schreibe: dreihundert Mark!